

Der Hobbit aus Indonesien ist älter als gedacht

FRANKFURT, 30. März. Es war eine Sensation, als australische Wissenschaftler im Jahr 2003 in einer Höhle auf der indonesischen Insel Flores die fossilen Überreste zwergwüchsiger Frühmenschen bargen, die nach Meinung der Entdecker nicht dem Homo sapiens zuzuordnen sind. Homo floresiensis, wegen seiner geringen Größe auch als „Hobbit“ bezeichnet, sollte dort vor 18 000 Jahren und damit parallel zum modernen Menschen gelebt haben, der seinen Fuß vor 50 000 Jahren auf den australischen Kontinent setzte. Doch ein internationales Forscherteam kommt nun zu einem anderen Ergebnis. Thomas Sutikna von der University of Wollongong in New South Wales und seine Kollegen schätzen, dass die Fossilien von Homo floresiensis viel älter sind. Damit wäre es unwahrscheinlich, dass Hobbit und Homo sapiens Zehntausende Jahre koexistiert haben sollen.

Der Fund in der Höhle Liang Bua auf Flores war schon aus anatomischen Gesichtspunkten außergewöhnlich. So brachte es Homo floresiensis auf eine Größe von rund einem Meter, sein Gewicht dürfte etwa 25 Kilogramm betragen haben, und in seinem winzigen Schädel hatte offenkundig nur das Gehirn eines Schimpansen Platz. Insgesamt ähnelte der Hobbit eher den Urmenschen, die Afrika und Asien vor mehr als einer Million Jahren besiedelten. Die Fachleute hatte besonders das geschätzte Alter der Knochen in Erstaunen versetzt, das nicht in das Gesamtbild der Evolution des Homo passte.

Die ursprüngliche Datierung gehe vor allem auf eine falsche Zuordnung von Erdschichten in der Höhle auf Flores zurück, schreiben die Forscher um Sutikna in der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift „Nature“. Acht Jahre lang analysierten sie die fossilen Knochen des Hobbit, die aufgefundenen Steinwerkzeuge und die umliegenden Erdschichten in der Höhle Liang Bua von neuem. Das Ergebnis: Die Knochen und die zugehörigen Erdschichten haben ein Alter von etwa 60 000 bis 100 000 Jahren. Die Steinwerkzeuge, die man dem Hobbit zuschreibt, seien zwischen 50 000 und 190 000 Jahre alt. Ein Teil des Höhlenbodens sei im Lauf der Jahrtausende erodiert, habe sich mit jüngerem Erdmaterial gefüllt und dabei stark verändert. Das sei bei den ersten Ausgrabungen in den Jahren 2001 bis 2004 offenbar nicht erkannt worden. MANFRED LINDINGER



Auf den Spuren der Hobbits: Grabungen in der Liang-Bua-Höhle Foto dpa

Rekorde bei gefälschten Lebensmitteln

DEN HAAG, 30. März (dpa). Gefärbte Oliven, mit Kunstdünger verlängerter Zucker, gepanschter Wein: Polizeidienste haben von November bis Februar in 56 Ländern mehr als 100 000 Tonnen und eine Million Liter gefälschter Lebensmittel sichergestellt. Das teilte Europol am Mittwoch in Den Haag mit. Die Waren könnten „hohe Gesundheitsrisiken für die ahnungslosen Verbraucher haben“. Kriminelle Banden erzielten gewaltige Profite.

Jean Lapierre bei Absturz umgekommen

MONTREAL, 30. März (dpa). Der ehemalige kanadische Minister Jean Lapierre ist auf dem Weg zur Beerdigung seines Vaters bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Auch die Ehefrau des Neunundfünfzigjährigen und drei seiner Geschwister sowie zwei Besatzungsmitglieder kamen ums Leben. Lapierre und seine Familienangehörigen waren in einem gecharterten Kleinflugzeug zu der Trauerfeier unterwegs, als es am Dienstag in der Nähe des Flughafens der Magdalenen-Inseln in der Provinz Québec abstürzte. Dies berichteten die „Globe and Mail“ und der Sender CBC. Das zweimotorige Flugzeug verunglückte nach Angaben der Zeitung bei Nebel und gefrierendem Regen. Zuvor hatte die kanadische Wetterbehörde für die im Sankt-Lorenz-Golf gelegenen Inseln vor starken Winden gewarnt. Lapierre von der Liberalen Partei wurde nach einem Jurastudium im Alter von 23 Jahren Abgeordneter und mit 28 als Jugend- und Freizeitsportminister der jüngste Minister in der Geschichte des Landes. Er gehörte zu den Gründern des frankophonen Bloc Québécois, wurde später Transportminister und hatte eine zweite Karriere als politischer Kommentator im Fernsehen. Premierminister Justin Trudeau sprach auf Twitter von einem „großen Verlust für die Politik des Landes“.



Gründlich und gewissenhaft: Silvia Krüger bei der Arbeit in ihrer „Imbiss-Oase“ im heimischen Vorgarten

Fotos Helmut Fricke

Silvia kann das allein

Silvia Krüger hat das Downsyndrom. Weil niemand sie einstellen wollte, eröffnete sie mit ihrer Mutter einen Imbiss im Vorgarten.

Von Julian Dorn

RÜSSELSHEIM, im März. Silvia Krüger bindet sich ihre blaue Schürze mit den weiß-blau gestreiften Taschen um, nimmt das schwere Vorhängeschloss von der Tür der Gartenhütte und öffnet sie. „Silvias Imbiss-Oase“ prangt in großen Lettern auf einem Schild über dem Eingang. „Mein Reich“, sagt die kleine rundliche Frau mit den blonden Haaren, die sich um ihr volles Gesicht kräuseln, und deutet mit einer ausladenden Handbewegung auf den komplett ausgestatteten Innenraum: Elektroherd, Waffeleisen, Waschbecken, Kühlschrank mit Softdrinks. Auf den Regalen stehen die Konservendosen ordentlich aufgereiht. Stolz zeigt Silvia ihre Angebotsliste: Bockwurst, Suppen, Frikadellen, belegte Brötchen, Pommes frites, Waffeln. „Alles für 1,30 Euro bis vier Euro, ganz günstig also“, sagt sie und strahlt.

Silvia Krüger ist 37 Jahre alt, ihre Augen liegen leicht schräg, ihr Lächeln ist breiter als bei anderen Menschen. Die junge Frau hat Trisomie 21, das Downsyndrom, einen genetischen Defekt, bei dem das Chromosom 21 dreifach vorliegt, und der zu körperlichen und kognitiven Beeinträchtigungen führt.

Seit nunmehr neun Jahren betreibt Silvia Krüger auf sechs Quadratmetern ihren eigenen Imbiss im Vorgarten des Elternhauses in Rüsselsheim. Unter dem Vordach stehen sechs Bistrotische, dekoriert mit gelben Tulpen, auf dem Boden ist grüner Filz ausgelegt. Nebenan im Garten tragen die Aprikosenbäume schon rosafarbene Blüten. Adeline Krüger, Silvias Mutter, wischt mit einem Staubtuch noch rasch über die schwarzen Polster der Barhocker.

Wenn Silvia Krüger nicht hinter ihrem Verkaufstresen auf Kundschaft wartet, dann schaut sie Krimis und die Spiele ihres Lieblingsvereins Bayern München. Sie schminkt sich, lackiert sich die Nägel und tanzt gern. Sie spielte Saxophon in einem Ensemble, fünf Jahre lang Trompete in einem Jugendorchester und erhielt viele Jahre Klarinetten- und Klavierunterricht. Im Bankdrücken und Kraftdreikampf wurde sie achtfache Deutsche Meisterin – als einzige Behinderte.

Silvia Krügers Gendefekt zeigte sich nicht gleich bei der Geburt. Erst der Kinderarzt wurde stutzig, als sie zehn Tage alt war. Zu ihrer Mutter soll er gesagt haben: „Wissen Sie, was mit dem Kind los ist? Das Kind ist ein Idiot.“ Das habe sich angefühlt, sagt Adeline Krüger heute, als habe man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. „Ich habe tagelang geweint.“ Silvias Mutter wollte, dass ihre Tochter so normal wie möglich aufwächst. Das Wort „behindert“ gab es bei den Krügers nicht. Adeline Krüger setzte durch, dass ihre Tochter eine allgemeine Grundschule mit Betreuungslehrer besuchte. Danach ging Silvia auf eine Waldorfschule. Ihr großer Traum nach der Schulzeit? „Ein Job im Büro“, sagt Silvia Krüger.

Doch für eine kaufmännische Ausbildung brauchte die junge Frau das positive Gutachten eines Psychologen. „Als der

Silvia sah“, sagt Adeline Krüger, „meinte er zu mir: ‚Sagen Sie mal, warum haben Sie denn vorher keine Fruchtwasseruntersuchung machen lassen?‘“ Der Befund des Psychologen: „Nicht vermittelbar.“ Mit Hilfe der Agentur für Arbeit konnte Silvia den Lehrgang dann doch besuchen. Es folgte ein Praktikum in einem Schulamt – mit sehr gutem Zeugnis. Und doch hieß es am Ende der Probezeit: Man könne leider keine geistig Behinderten einstellen.

Silvia Krüger fing danach bei einer Recycling-Firma an, entfernte Folie von Plexiglas-Scheiben. Nach dreieinhalb Jahren stellte der Zulieferer die Produktion um und schickte die Scheiben fortan ohne Folie. Sie war plötzlich wieder arbeitslos – und blieb es. Das ist kein Einzelfall. „Schwerbehinderte haben es nach wie vor schwer auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt“, sagt Doris Lotze-Wessel, die Regionalmanagerin des Integrationsamtes in Darmstadt. Etwa 3,3 Millionen Schwerbehinderte im erwerbsfähigen Alter leben in Deutschland. Ihre Arbeitslosenquote ist mit 13,9 Prozent doppelt so hoch wie die nicht beeinträchtigter Arbeitsloser. Zwar gibt es die gesetzliche Regelung, dass Unternehmen mit mehr als 20 Mitarbeitern mindestens fünf Prozent ihrer Stellen mit Behinderten besetzen müssen – doch die Realität sieht oft anders aus. „Viele Unternehmen kaufen sich mit einer Ausgleichsabgabe von der Quote frei“, sagt Lotze-Wessel. Firmen zahlten oftmals lieber bis zu 290 Euro monatlich für jede Stelle, die sie nicht mit einem Behinderten besetzen, als beeinträchtigte Menschen einzustellen. Zwar wird die Quote mit durchschnittlich 4,6 Prozent fast vollständig erfüllt, doch die Zahl trügt. Denn während größere Unternehmen die Quote meist sogar übererfüllen, besetzen kleine und mittelständische Betriebe gerade einmal die Hälfte ihrer Pflichtarbeitsplätze mit Behinderten.

Großunternehmen hätten es leichter, Stellen für Behinderte zu schaffen. Dort gebe es Behindertenbeauftragte, die sich mit betrieblicher Inklusion beschäftigen, sagt Lotze-Wessel. Mittelständische Unternehmen hätten hingegen nur wenig Erfahrung im Umgang mit Behinderten und fürchteten häufig den bürokratischen Aufwand. „Diese Scheu fußt meistens auf einem Mangel an Information“, sagt Lotze-Wessel. Viele kleine Betriebe wüssten nicht, dass sie von den Integrationsämtern fachliche und auch finanzielle Unterstützung und Beratung erhalten könnten, um Stellen für Behinderte zu schaffen.



Hilfe ist nur selten vonnöten: Silvia Krüger (links) und ihre Mutter Adeline

Vielen Schwerbehinderten bleibt nichts anderes übrig, als in einer Behindertenwerkstatt zu arbeiten. Zwischen 2000 und 2010 stiegen die Beschäftigungszahlen in Behindertenwerkstätten um fast 41 Prozent. „Sicher sind die meisten Behinderten dort gut aufgehoben“, sagt Lotze-Wessel, „doch bei dieser Zahl muss man sich schon fragen, ob viele von ihnen nicht doch auch auf dem ersten Arbeitsmarkt einsetzbar wären.“ Es habe sich aber mittlerweile ein Automatismus entwickelt, der ganze Förderschulklassen nach dem Abschluss in Behindertenwerkstätten abliefern, sagt Lotze-Wessel, und das, ohne den Einzelfall zu prüfen.

Dorthin wollte Silvia Krüger nie. Die Antwort ihrer Mutter auf einen Arbeitsmarkt, der Behinderte am liebsten in Werkstätte abschiebt: ein eigener Imbiss für Silvia. Natürlich sei es ein Wagnis gewesen, sagt Adeline Krüger. Silvia sei Fremden gegenüber schüchtern, Kommunikation nicht ihre Stärke. „Die Frage war, inwieweit ich sie würde unterstützen müssen“, sagt ihre heute 81 Jahre alte Mutter. „Ich war damals schon nicht mehr die Jüngste und führe einen großen Haushalt mit Garten.“

Schnell zeigte sich, dass Adeline Krügers Bedenken unbegründet waren: Ihre Tochter arbeitete sich rasch ein. Selbständig backt sie nun Waffeln, brät Würste, brüht Kaffee, belegt und toastet Sandwiches und kassiert mit eigener Registrierkasse. „Nur selten muss ich ihr helfen. Das mag sie auch nicht und wird gleich ärgerlich“, sagt Adeline Krüger und lacht. „Dann schiebt sie mich mit den Worten: ‚Ich kann das allein‘ aus der Hütte.“ Nur die Endabrechnung machen sie abends zu zweit.

Silvia arbeitet langsamer als andere, dafür aber gewissenhaft, gründlich und mit Liebe zum Detail. Sie nimmt den Waffelteig aus der Frischhaltebox, mit geübtem Blick misst sie mit der Schöpfkelle die richtige Menge davon ab und träufelt den Teig konzentriert auf die Form des Waffeleisens, bis auch der letzte Winkel ausgefüllt ist. Wenn sie die fertige Waffel präsentiert, strahlt sie über das ganze runde Gesicht. „Silvia kann das“, sagt ihre Mutter, „und doch traut man ihr woanders nichts zu.“

Ofmals seien Arbeitgeber von Vorurteilen gehemmt, sagt Doris Lotze-Wessel vom Integrationsamt. Man glaube, Behinderte seien prinzipiell weniger leistungsfähig als andere Beschäftigte. Nicht selten beobachte man jedoch gerade das Gegenteil. Nach einer Forsa-Umfrage kön-

nen drei Viertel aller Betriebsleiter keine Leistungsdisparenzen feststellen. Darüber hinaus hätten Behinderte besondere Fähigkeiten, die sie für bestimmte Gebiete besser qualifizieren als andere Arbeitnehmer. Laut einer Studie der Bundesagentur für Arbeit ist der Fachkräfteeanteil bei schwerbehinderten Arbeitslosen mit 60 Prozent höher als bei anderen Arbeitslosen mit 50 Prozent. Doris Lotze-Wessel sagt: „Deutschland schöpft bestehendes Potential an Fachkräften nicht aus.“ Zum Beispiel hätten Autisten meist außergewöhnliche mathematische Fähigkeiten und wären etwa in der Finanzbuchhaltung gut eingesetzt.

Anfangs mieden die Leute Silvia Krügers „Imbiss-Oase“. Manchmal kam tagelang kein einziger Gast. Die Würste blieben in der Verpackung, der Waffelteig wurde hart. „Wenn niemand kommt, dann male ich“, sagt Silvia und deutet auf Tuben mit Acrylfarbe, mit denen sie gerade Frühlingsmotive von Grußkarten koloriert, die ihre Mutter in Schwarzweiß kopiert hat. In manchen Wochen nahm Silvia Krüger nur 60 Euro ein. Über einen Stundenlohn von 33 Cent sei sie selten hinausgekommen. „Dass sich der Imbiss rechnen würde, habe ich auch nie geglaubt“, sagt Adeline Krüger. Der Laden ist nur deshalb zu finanzieren, weil er keine Miete kostet und die Krügers übriggebliebene Ware selbst essen.

Doch um den finanziellen Nutzen ging es Adeline Krüger auch nie. „Silvia hat einen Arbeitsplatz, mit dem sie zufrieden ist, sie fühlt sich gebraucht und hat einen geregelten Tagesablauf“, sagt sie. Außerdem sei die Tochter durch die Arbeit im Imbiss noch selbständiger geworden und habe ihre Scheu vor Menschen abgelegt. „Der Kiosk ist ihr Glück, ihr Leben“, sagt Adeline Krüger. Silvia nickt bei den Worten ihrer Mutter so energisch, dass ihr dabei die lockigen blonden Haare ins Gesicht fallen. „Hier bin ich mein eigener Chef“, sagt sie und zeigt ihr breitetes Grinsen. Und doch dachten die Krügers oft daran aufzugeben.

Erst als ein Radiosender vor zwei Jahren über die Not der „Imbiss-Oase“ berichtete, ging es allmählich aufwärts. Der Beitrag verbreitete sich viral im Netz, die für Silvia Krüger eingerichtete Facebook-Seite „Gemeinsam für Silvias Imbiss-Oase“ wurde in kürzester Zeit von mehr als 1000 Nutzern abonniert. Danach nahm Silvia an manchen Tagen gut 100 Euro ein – so viel wie sonst in drei Monaten.

Doch auch Kriminelle wurden auf den Imbiss aufmerksam: Fünfmal wurde inzwischen eingebrochen. Beim ersten Mal stahlen sie die Kasse mit 150 Euro. Der Fancub des SV Darmstadt 98 fuhr daraufhin mit 70 Mann nach Rüsselsheim, brachte Silvia eine neue Registrierkasse mit und ließ diese auch gleich klingeln. Trotz strömenden Regens blieb der Club, trank Bier und aß Silvias Bockwurstbrötchen.

Mittlerweile ist ein solcher Ansturm auf die „Imbiss-Oase“ wieder seltener geworden. Zur Mittagszeit betreten hin und wieder Bauarbeiter oder Angestellte des nahe gelegenen Opel-Werks den Imbiss und werden von Silvia Krüger, die auf einem Hocker zwischen Kühlschrank und Spüle sitzt, durch die Trennglasscheibe mit ihrem freundlichen Lächeln und lautem „Hallo, was möchten Sie?“ begrüßt.

Vor zwei Jahren hat sich Silvia Krüger zuletzt am ersten Arbeitsmarkt beworben, als Verkäuferin bei einer Filiale einer großen Bäckerei-Kette. Eine Antwort bekam sie nie. „Ich verstehe das nicht“, sagt Adeline Krüger und schüttelt den Kopf. „Verkaufen kann sie doch.“ Das macht Silvia Krüger schließlich schon seit fast zehn Jahren in ihrer „Imbiss-Oase“.

Drei junge Leute in Schwimmbad ertrunken

reb. DÜSSELDORF, 30. März. In einem privaten Schwimmbad in Bergheim bei Köln sind ein 20 Jahre alter Mann und zwei 12 und 13 Jahre alte Jungen ertrunken. Die leblosen Körper der drei jungen Leute waren am Dienstagmittag von einem Badegast in dem Schwimmbad entdeckt worden, das zu einem Wohnpark im Stadtteil Ahe gehört. Die Identifizierung der Toten sei überaus schwierig gewesen, sagte Polizeisprecher Bernd Mauel. In dem Wohnpark seien 2700 Bewohner gemeldet, viele lebten aber gar nicht dort, wo sie verzeichnet seien. „Die Kollegen mussten von Tür zu Tür gehen und Bilder zeigen.“ Am Mittwochmittag konnte dann geklärt werden, dass es sich bei den drei Jugendlichen um rumänische Staatsangehörige handelt. „Zur Todesursache können wir aber erst Genaueres sagen, wenn die Obduktionsergebnisse vorliegen.“ Bislang deutete alles darauf hin, dass die drei ohne Fremdeinwirkung ertranken. „Warum das geschah, wissen wir nicht.“ Deshalb untersuchten Spezialisten für Elektrotechnik des nordrhein-westfälischen Landeskriminalamts unter anderem, ob die Jugendlichen einen Stromschlag erlitten haben. „Die Fachleute nehmen unter anderem die elektrischen Leitungen und die Umwälzpumpe in dem Bad unter die Lupe“, sagte Mauel. Auch die Wasserqualität werde analysiert. „Wir ermitteln in alle Richtungen, gehen aber weiter davon aus, dass es sich um einen Unfall handelt.“ Gleichwohl war die Polizei am Mittwoch auch damit beschäftigt, jene Personen ausfindig zu machen, die das Schwimmbad am Dienstag vor den drei jungen Leuten genutzt hatten. Zu dem Bad haben Mieter der Wohnanlage mit einem elektronischen Schlüssel Zugang. „An einem Tag in den Schulferien kommen nach unseren Erkenntnissen zwischen 80 und 100 Bewohner in das Bad“, sagte Mauel.

Fast zehn Prozent mehr Wohnungseinbrüche

BERLIN, 30. März (dpa). Die Zahl der Wohnungseinbrüche in Deutschland ist nach einem Bericht der Zeitung „Die Welt“ auf den höchsten Stand seit mehr als 20 Jahren gestiegen. Für 2015 weise die Kriminalstatistik 167 136 erfasste Fälle aus und damit 9,9 Prozent mehr als im Jahr davor, berichtete das Blatt unter Berufung auf die neue Polizeiliche Kriminalstatistik. So hoch lag die Zahl der Wohnungseinbrüche demnach zuletzt 1993. Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) wolle die Kriminalstatistik voraussichtlich im Mai in Berlin offiziell vorstellen.

Traudl Rosenthal in Berlin gestorben

BERLIN, 30. März (dpa). Traudl Rosenthal, die Witwe des Fernsehunterhalters Hans Rosenthal, ist am Freitag im Alter von 88 Jahren im Kreis ihrer Familie in Berlin gestorben. Das teilte ihre Enkelin Debora Rosenthal am Mittwoch mit. Traudl Rosenthal und Hans Rosenthal (1925 bis 1987) heirateten 1947. Sie hatten zwei Kinder. An diesem Donnerstag wird Traudl Rosenthal auf dem Jüdischen Friedhof am Berliner Scholzplatz beigesetzt, wo auch die letzte Ruhestätte ihres Mannes ist. Hans Rosenthal überlebte den Holocaust im Versteck in Berlin. Ida Jauch, eine Bekannte von Rosenthals verstorbener Mutter, versteckte den jungen Rosenthal 18 Monate lang und teilte mit ihm ihre Lebensmittelrationen. 1944 starb Jauch. Zuvor hatte sie sich darum gekümmert, dass er weiter Schutz von einer Freundin erhält. Rosenthal überlebte Krieg und Verfolgung. Er blieb in Deutschland und machte Karriere als Fernsehunterhalter.

Kurze Meldungen

Lena Gercke, 28 Jahre altes Model, ist mit dem Münchner Kilian Müller-Wohlfahrt (35) zusammen. „Ja, wir sind in einer Beziehung, und ich bin sehr glücklich“, sagte sie der Zeitschrift „Gala“. Seit dem vergangenen Sommer sei sie mit dem Sohn des FC-Bayern-Mannschaftsarztes Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt, der wie sein Vater Sportmediziner sein soll, zusammen, schreibt „Gala online“. (dpa)

Bruce Francis, in San Francisco lebender Halter eines Pitbull-Mischlings namens Dash, hat mit einer Überweisung bei einer kalifornischen Bank die Alarmglocken schrillen lassen. Der Name eines Hundes ähnelt der arabischen Abkürzung Daesch für die Dschihadistenmiliz Islamischer Staat (IS). Als Francis online Geld an seinen Hundesitter überweisen wollte und als Verwendungszweck den Namen des Tieres notierte, witterten Mitarbeiter der Bank Terrorgefahr, wie örtliche Medien berichteten. Die Bank habe die Buchung gestoppt und das Finanzministerium informiert, hieß es weiter. Das Ministerium forderte eine Erklärung. Als Francis den Sachverhalt aufklärte, wurde gebucht. (AFP)